

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

11

Von A. Ranc.

In's Deutsche übertragen von Marie Runert.

VII.

Als Juliette in die Kirche trat, waren schon viele Leute dort, denn die Gläubigen lieben die Mittagsmesse; die Stunde liegt sehr bequem, außerdem ist es eine stille Messe, die infolge dessen nicht lange dauert. Ferner können die Damen in großer Toilette hingehen, was bei einer früheren Stunde nicht wohl angeht. Schließlich ist die Zwölfuhrmesse die der eleganten Welt, in St. Piliarius noch mehr als anderswo, weil die Kirche zu den aristokratischen Vierteln der Stadt gehört. Juliette gelangte, ohne von jemand bemerkt worden zu sein, bis zur Kapelle der Jungfrau. Der Ort der Zusammenkunft war gut gewählt, denn die Kapelle liegt in einem Winkel, und von den übrigen Theilen der Kirche aus kann man nicht sehen, was dort vorgeht. Sich nähernd erkannte Juliette sofort den alten Herrn, der vor einem Pfeiler im Duergang kniete. Er trug nur andere Bekleider und einen Rock à la française, Seidenstrümpfe und Schuhe mit spizen Schnallen. Mit seinen gepuderten Haaren und der kahlen Platte, die wie eine Tonsur ausah, hatte er fast das Äußere eines würdigen Geistlichen. Die Kapelle war leer, nur ein fahrender Musikant mit seiner Gitarre auf dem Rücken verrichtete vor der Madonna seine Andacht und murmelte seine Gebete in einem italienischen Dialekt.

Dieser Musikant war schon vor der Ankunft des alten Herrn dort; seit dieser ihn forschend angeblickt hatte, rührte er sich nicht mehr. Er hob nicht einmal den Kopf, als Juliette den Stuhl neben ihm einnahm. Sie setzte sich so, daß sie keine der Bewegungen des alten Herrn aus den Augen verlieren konnte und las mit scheinbarer Andacht in ihrem Gebetbuche. Nach einigen Minuten gab er ihr ein Zeichen, in den Beichtstuhl einzutreten, der unbemerkelt war. In demselben Augenblick erhob sich der Italiener und verließ nach mehreren Bekrenzungen die Kapelle. Der alte Herr folgte ihm bis zur Thür der Kirche mit den Augen. Er hatte zuerst etwas Argwohn geschöpft; aber gewiß war der Mann nur ein fahrender Sänger; Aussehen, Haltung, Kleidung, Gang waren so, daß man sich nicht irren konnte, und der alte Herr, der seine Pariser Polizei genau kannte, entsam sich keines einzigen in derselben, der sich mit solcher Vollendung hätte in die Haut eines anderen stecken können. An einen Agenten aus dem Orte dachte er nicht einmal.

Nun trat der alte Herr in den Beichtstuhl und setzte sich auf den Platz des Priesters. Die einfachsten Mittel sind die besten, und so war er sicher, für die Dauer der Messe nicht gestört zu werden. Er konnte ganz nach Belieben sprechen, ohne belauscht zu werden. Als er das Brettchen hochzog, das in den Beichtstühlen den Priester von seinen Beichtkündern trennt und als sein joviales Gesicht hinter dem Gitter erschien, konnte Juliette sich des Lachens kaum enthalten.

Vater Jacotin, denn er, Jacotin genannt Pipette, der rechte Arm Fouché's war es, sagte schnell:

„Fürchten Sie nichts, ich bin nicht gekommen, um Ihnen die Beichte abzunehmen; im Gegentheil, ich will Ihnen mein Herz eröffnen und verlange nichts dafür, nicht einmal die kleinste Auskunft. So hören Sie mich wohl an, wir haben nur wenige Minuten. Ich bin ein Freund; weshalb ich Ihr Freund bin, in welchem Interesse ich handle und wodurch ich das erfahren habe, was ich Ihnen sagen werde, ist weniger wichtig. Es genügt, daß Sie aus meinen Worten Nutzen ziehen. Sie müssen bemerkt haben, daß Sie seit einigen Tagen mehr überwacht werden als früher. Ihre Freunde sind in Gefahr. Man will sie in eine Falle locken.“

Vater Jacotin machte eine Pause und nahm eine Prieße. Juliette regte sich nicht. Jacotin fuhr fort:

„Wenn ich sage, Ihre Freunde, so wissen Sie, von wem ich sprechen will. Es sind in Poitiers zwei höhere Polizeibeamte angekommen: der eine ist derjenige, den Sie gestern gesehen haben. Hat er Ihnen nicht seinen Namen genannt? Sie antworten nicht? Sehr gut. Dieses Mißtrauen entzünd-

nich; es beweist, daß man mit Ihnen arbeiten kann. Kurz, ob er es Ihnen nun gesagt hat oder nicht, der Mann, der gestern zu Ihnen gekommen ist, heißt Degrange und ist der Direktor im Privatdienst des Herzogs von Rovigo. Benachrichtigen Sie die Herren davon, wenn sie es noch nicht wissen. Er ist übrigens nicht sehr gefährlich; alles, was er bis jetzt ausgeheckt hat, ist der Befehl einer polizeilichen Kontrolle aller nicht in Poitiers ansässigen Personen, die sich augenblicklich im Orte befinden. Die Polizeikommissare sind denn auch seit gestern unterwegs. Das ist nichts Neues, wie Sie sehen, und ich glaube gern, daß Ihre Freunde, wenn in der That welche in dieser verdammten Stadt umherlaufen, die das langweiligste Nest ist, das ich jemals gesehen habe, die Herren Polizeikommissare hübsch einwickeln werden. Das alles wäre dann verlorene Zeit, und es käme nichts dabei heraus. Auf Augenblicke ist es mir, als müßte es dahin kommen. In jedem Falle verfahren Ihre Herren gut. Bis jetzt sollen Degrange und Méhu noch auf ihre Kosten kommen, der andere heißt nämlich Méhu. Der ist böshaft und fähig. Benachrichtigen Sie Ihre Freunde, daß er im Kriegsministerium ist. Ich ahnte es, aber seit gestern habe ich den Beweis. Er hat einen Zahlungsbefehl an die Militärkasse eingereicht. Sie können ihnen sagen, daß es derselbe ist, der einen Auftrag für England hatte und der seitdem die „Alliance“ verkauft hat. Vielleicht ist er noch nicht ganz „verbrannt“, weil er in denjenigen seiner Berichte, die veröffentlicht worden sind, nichts über die Gesellschaft der Philadelphien, deren Mitglied er war, gesagt hat. Sie werden das, was ich Ihnen sage, genau behalten. Er spielte übrigens wahrscheinlich Kontre-Polizei. Er ist ein Lügner; man hat zu jener Zeit nichts gegen die Philadelphien unternommen, weil die Frucht noch nicht reif war, und man sie sich entwickeln lassen wollte. Und dann, wenn Méhu selbst die Philadelphien nicht verkauft hätte, so würde das auch nichts beweisen. Es giebt schwachsinnige Menschen, die in ihren Betrachtungen einer Sache dahin gelangen, daß der und der kein Spizel gewesen sein kann, weil diese oder jene wichtige Angelegenheit, die er kennt, der Polizei nicht bekannt ist! Zum Teufel! Das geschieht nur, um nicht beargwöhnt zu werden, daß der und der diese wichtige Angelegenheit nicht für sich behalten hat, oder aber die Polizei thut, um ihren Beamten nicht preiszugeben, wenn er ihr noch nützlich sein kann, als ob sie nichts weiß. Beschweren Sie sich über mich, Kleine, ich vollende Ihre Erziehung. — Also, wenn man zu jener Zeit die Philadelphien nicht erwircht hat, so ist es nicht Méhu's Schuld. Zum Beweise dessen sagen Sie Herrn Rochereuil . . .“

Als er diesen Namen aussprach, war Jacotin darauf gesaßt, Juliette erzittern zu sehen. Sie regte sich nicht.

„Sie sind entschieden sehr beherrscht,“ begann er wieder; „es giebt nicht nur Sicherheit, es macht auch Vergnügen, mit Ihnen zu arbeiten. Ich fahre fort. Sagen Sie Herrn Rochereuil, daß Méhu unter dem Namen Müller im Jahre 12 nach Befançon gegangen ist und die Verbindung der Frauche-Comté ausgeliefert hat. Er wird sich vielleicht rühmen, an dem Malet'schen Tage dem Abbé Lason bei der Flucht und beim Verlassen von Paris geholfen zu haben.“

Abbé Lason ist im stande, ihm dafür noch dankbar zu sein. Er soll wissen, daß Méhu auf Befehl von Venten handelte, die ein Interesse daran hatten, daß Abbé Lason nicht gefaßt wurde, auf Befehl derselben, die ihm die Modelle für die falschen Münzen geliefert hatten. Wenn Sie ihn sehen, mein Fräulein, übermitteln Sie ihm meine Komplimente wegen seiner schönen Schrift. O, er hat eine Hand, Abbé Lason! Nicht wahr, Sie haben alles wohl begriffen und behalten, mein Fräulein? Degrange ist hier. Sie sollen die Augen offen halten, und was Méhu betrifft, so sind Sie benachrichtigt, falls er Ihnen Vorschläge machen sollte. Méhu ist zu unternehmend und intrigant, als daß er lange schläft; er patst seit vier oder fünf Tagen hier im Schmutz herum, aber er wird sich bald rühren, das möchte ich wetten; und er wird bis zu Ihren Freunden, zu dem einen oder zu dem andern gelangen. Ist der kleine Louis Rochereuil brauchbar? Hat er Blicke?“

„Sie haben mir gesagt, daß Sie mich nichts fragen würden.“

„Wahrhaftig, ja; es ist mir nur so entfahren. Was

wollen Sie? Ich interessire mich für diese Herren. Ich habe immer eine kleine Schwäche für die Verschwörer gehabt. Jetzt ist mein Sack leer; nun ist die Reihe an Ihnen, die „blauen Brüder“ zu benachrichtigen.“

„Was ist das, „blaue Brüder“?“

„Kleine Unschuld! Schließlich, ich will Ihr Vertrauen nicht. Vorläufig genug!“

„Ich weiß nicht einmal, wer Sie sind.“

„Wer ich bin, meine Kleine? Nur ein Spizel, ganz wie Néhu und Degrange. Aber ein Spizel, dessen Worte für Sie Gold werth sind. Erinnerung Sie sich daran und vergessen Sie vor allem nicht ein einziges Wort von dem, was ich Ihnen erzählt habe, — (Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

So wird er denn heute den Flammen übergeben, Karl Grillenberger, der hellhängige Mensch. Von vertrauter und berufener Seite ist neulich das Lebensbild des Dahingegangenen gezeichnet worden. Ohne jede hochtrabende Dellemination, die gewiß nicht nach dem Sinn des Verstorbenen wäre, sei an dieser Stelle nur noch des Mannes gedacht, wie er in Rede und Stil sich darstellte. Für stoffreiche Feierlichkeit hatte sein bewegliches Herz nicht viel übrig. Er war ein hellhängiger Mensch; und das auch in gewissem künstlerischen Sinne genommen. Klar, wie er sich in ihr gab, schaute er in die Welt. In der echt süddeutschen Sinnesfreude, mit der er das that, war er in seiner Art gleichfalls ein Lebenskünstler. Nie hat die Bitterkeit, die er erfahren hatte, in ihm den Schall zu tödten vermocht. Die Eigenschaft, auch in den finsternen und niedrigen Dingen der Erde zugleich ihre milde und humanistische Seite zu erkennen, findet man gerade bei Kampfnaturen nur sehr selten. Dieser hellhängige Mensch machte warm. Er hatte nicht bloß selbst die Gabe, sich unbefangen darzustellen, seine warme Persönlichkeit erwärmte andere auch, daß ihre Seelen aufstanken. Mancher Mann, der aus sich selbst unter Mithsal etwas geworden, hat den Brauch, sich seiner vormaligen Niedrigkeit zu rühmen oder sie gar zu übertreiben, um den Widerspruch zwischen einst und jetzt größer erscheinen zu lassen. Diesen Brauch kannte er durchaus nicht; und darum fühlte man sich bei ihm so wohl geborgen, gleichgiltig ob man mit der sogenannten höheren Bildung ausgerüstet oder ehmaliger Jüggling des Pantinen-Gymnasiums war.

Der hellhängige Mensch, der so klug und mit so vielem Mutterwitz um sich zu blicken verstand und die Lust an der wirklichen, sinnlichen Erscheinung der Dinge von Hause aus mitbrachte, mußte ein guter Schilderer und Erzähler werden. Seine Weise, zu beschreiben, war manchmal köstlich. Das vergleichende Moment drängte sich ihm sofort auf die Lippen; prägte sich ihm eine Gestalt, ein Gesicht ein, er hatte augenblicklich dafür einen bildnerischen, prägnanten Ausdruck. In ein paar knappen Worten, die freilich mitunter bis zur Karrikatur wurden, hat er irgend einem Gegenstand, irgend einer Person eine schlagkräftige Bedeutung abgewonnen. Mitten in der Unterhaltung, inmitten einer lebhaft bewegten Menge, konnte er mit seinen hellen Augen etwas unterscheiden, was ihm durch charakteristische Merkmale auffiel. Als bald meldete sich bei ihm der Drang, das, was er gesehen, und wäre es auch nur seinem jeweiligen Nachbar gegenüber, durch ein vergleichendes Kennwort zu bezeichnen.

Daß er so scharf zusehen konnte, das kam ihm selbst beim Hänfeln zu gute, und er hänfelle gern. Aber er bewahrte so vielen natürlichen Takt und so viel natürliche Güte dabei, daß er nicht hämisch verletzen mochte.

Die Fähigkeit, anschaulich klar zu werden, beim Strang zu bleiben, die Furcht gleichsam vor der anfeuernden Phrase, war auch seinem geschriebenen Wort eigen, wiewohl er hierbei seine freundlichen Humore nicht so lebhaft spielen ließ, als im erzählenden Wort. Aber es gelang ihm, das wesentliche Merkmal deutlich zu umschreiben, es kenntlich hervorzuheben und einen Sachbestand nicht mit Schwulst zu verdunkeln oder zu überladen.

Nun hat er für immer aufgehört, zu beobachten. Friede der Asche des hellhängigen Menschen!

Weilte er noch in seiner fast vollen Lebenskraft unter uns, er hätte reichlich Gelegenheit, sein heiteres Lachen zu üben. Da werden Briefe ausgegraben, in denen ein Fürst sich um Ruhm und Popularität so besorgt kümmert, wie ein namhafter Schauspieler etwa um seine Clique bangt. Laßt tüchtige Zeitungsmenschen um mich walten, rief nach 1870 der unglückliche Bayernkönig aus; und die Tüchtigsten, das sind die, die in der lebhaften Phrase den Preis dynastischer Thaten zu singen verstehen.

Welch naives Eingeständnis! Und wie komisch ist das Gezer unserer Byzantiner über die Preußenhege in Bayern, weil ein paar Briefe eines überempfindlichen Fürsten veröffentlicht wurden. Der arme Bayernkönig wollte es auch einmal so gut haben und vom Weibrauch atmen, den unsere Byzantiner doch sicherlich nicht zu sparen lieben. Weil dies nun nach Jahren veröffentlicht wird, und weil das Kunstgeheimniß so manches tüchtigen Zeitungsmannes, der es weit gebracht hat unter den übrigen seiner Zunft, vor aller Welt bloßgelegt ist, sind die Herrschaften erboht, und ihre schwarz-weißen Seelen empören sich vor Aerger und Entrüstung.

Jüngst bellagten sich die Konserwallen „Grenzboten“ darüber, daß statt des althergebrachten Hochrufs „der russische Soldatenruf Hurrah!“ bei uns eindringe. Beim Militär ist es so üblich geworden und das folgsame Zivil hintz eben nach. Es ist eine Verlesung deutschen Sprachgefühls, meinen die „Grenzboten“.

Was will aber das armselige Wörtchen Hurrah gegen die Verunglimpfung deutschen Sprachgeistes bedeuten, den die Byzantinerweise Tag für Tag verübt. Ausschweifende Bilder, die keine sinnliche Bedeutung geben oder ihr geradezu ins Gesicht schlagen, wirre Vergleiche, unklarer Wortschwall, sie alle geben sich als Mißhandlungen unserer Sprache, deren Geist an die schönrednerische Pathetik, das Schwelgen im hochklingenden Wort sich nicht recht anschmiegen will. Was werden da für vielverschlungene Perioden gebaut! Sie wollen sich den Schein von Enthusiasmus geben, die Pfleger des neuesten Byzantinerstils; sie rufen aus: „Seht, wie wir zu stolzen Höhen fliegen“, und sie haben keine Flügel, sondern sie überschlagen sich nur in Purzelbäumen. Da ist der neueste preussische Festpoet, der vielbeschäftigte Herr Lauff, der in seinen gereimten Geschichtsklitterungen zu feiertäglichem Gebrauch dem trivialen Fluß seiner Verse durch mancher köstliche Stilblüthe Abwechslung verleiht. Neulich hat er die gute Frau Historia angedichtet und von ihr verkündigt: Du aber (Geschichte), buchst mit heiligem Blicke, was Weltbewegendes geschieht; und von der deutschen Faust sagt er nicht minder schön, daß sie „auf Leibzigs schlachtumlosten Breiten das grimmige Korjenoch zerbrach“.

Und die vielen Weiße-Ansprachen erst, wie sie jetzt bei den zahlreichen Denkmals-Enthüllungen üblich sind. Da verstieg sich jüngst ein Jesireder, der ganz besonders schwungvoll sein wollte, zu dem ganz merkwürdigen Bild: Herbitlich schon harzt es auf unseren Höhen! So kommt's, wenn man durchaus poetisch sein will und kein Anschauung hat. Man plumpt hilflos nieder.

Seit der pompöse Hurrahstil, dessen sich die anerkannt tüchtigen Zeitungsschreiber, Hofpoeten und ähnliche Leute besleipigen, bei uns Mode geworden ist, da wird unbarbarisch wider den Geist unserer Sprache gewündigt. Sie soll, wenn immer es den Herrschaffen beliebt, Schwung und Erhabenheit atmen; und sie ist doch zurückhaltend und einfach in ihrem Wesen und ihre Wucht erschließt sich doch nur in seltenen Feierstunden. Sie soll mit schönrednerischem Wortklang bereauchen, als wäre sie in Italien daheim; und ihre süße Wärme ist mehr heimlicher Natur. Sie ist ihrem Wesen nach larger mit dem prunkenden Ausdruck.

Die arme deutsche Sprache und die arme Literatur. Von den Leuten, die aus den zahllosen feiertäglichen Ergüssen in unseren Tagen ein Gewerbe machen, wird sie mißhandelt; von den „tüchtigen Zeitungsschreibern“ im Hurrahstil wird sie zu einem Stielengang verführt, der ihr fremd ist; und selbst unter jenen Schriftstellern, die gemeinhin als Vorführer der Literatur gelten und auf nichts stolzer sein sollten, als auf ihre Selbständigkeit, regt sich der ängstliche Drang nach dem Schutz eines hochmögenden Mäcens. Nicht um die Freiheit ringt man, sondern um die Protection. Wenn irgend ein armer Teufel bei Berthelm, dem neuesten Schirnherrn deutscher Literatur, Zuflucht sucht, sei's drum. Der Mann, der Literat, treibt ein armseliges Geschäft; aber er brüstet sich nicht auf offenem Markte. Was soll es aber für einen Eindruck machen, wenn der geseierte Sudermann, der ehemals von den Liberalen als Mann der Freiheit überlaut gepriesen wurde, fürstliche Kunstmääene anfleht, weil seinen „Johannes“ das Polizeiverbot getroffen hat? Wenn er wirklich ein Freier und Stolzter war, so stand ihm sein Weg vorgeschrieben. Er mußte sein Recht suchen, klar und unzweideutig, und er durfte nicht, wie er that, die fürstliche Gnade anrufen. Sudermann ist heute wohl auch im Ausland der bekannteste deutsche Autor. Selbst daraus erwachsen für ihn gewisse höhere Pflichten, als die rein praktischen Erwägungen: Wie kommt mein „Johannes“ in kürzester Frist auf die Bretter? Einen Erfolg hat Sudermann ja erreicht: Der König von Württemberg hat das Buch gelesen und die Aufführung am Stuttgarter Theater zugelassen. Ebenso sucht Sudermann den Kaiser für sein Werk zu interessiren. Er hat es ihm zur Lektüre überreichen lassen, wie dieser Tage in den Zeitungen veröffentlicht wurde. Also auch ein Sudermann wendet sich lieber um einen Gnadenbeweis an den Monarchen, als daß er um sein Recht kämpft; und dann jammern liberale Felder in ungezählten Beiträgen darüber, daß der Geist der Selbständigkeit im heutigen Deutschland verkrümmere, und daß weite Kreise sich davon immermehr abhängig machen, ob in hössischer Gesellschaft irgend einer Erscheinung gerade die sonnige Gnade zugewandt sei oder nicht. Alpha.

Kleines Feuilleton.

— Ein Brief von Marx aus dem Jahre 1848. Die „Volkstimme“ in Frankfurt a. M. veröffentlicht folgenden Brief, den Karl Marx an Tellerling, seinen Wiener Mitarbeiter für die „Neue Rheinische Zeitung“, gerichtet hat:

[Empfangen zu Wien, 11. Dez. 1848. Köln, 6. Dez.]

Mein lieber Tellerling!

Sie hätten die fehlenden Nummern schon erhalten, aber die meisten fehlen. Ich bin also noch damit beschäftigt, Ihnen die mangelnden Exemplare aufzutreiben.

Was Ihr Journal betrifft, so entschuldigen Sie, wenn ich aus
übergroßer Beschäftigung es bisher noch nicht durchgesehen. Paßt
es nicht für unsere Zeitung, so erhalten Sie es zurück.

Was die Adressen betrifft, so sind alle Ihre Briefe angekommen.
Der Vorzicht wegen schreiben Sie an: Herrn Berres, Unter Puth-
macher 17. Die Adresse ist gänzlich unverdächtig.

Unsere Zeitung ist momentan sans son. Aber die Abonnent.
(Träumen) (?). Die Esel fühlen endlich, daß wir immer
richtig prophezeit; wenn die Regierung uns nicht unterdrückt,
sind wir anfang Januar oben auf und ich werde dann alles thun,
um Sie Ihren Leistungen gemäß zu honoriren. Ihre Korrespondenzen
sind unübertrefflich die besten, die wir erhalten, ganz unserer Tendenz
gemäß, und da sie aus unserer Zeitung in französische, italienische
und englische Journale übergegangen, haben Sie viel zur Aufklärung
des europäischen Publikums beigetragen.

Ich kann Ihnen gar nicht schildern, welcher Opfer an Geld
und an Geduld ich bringen mußte, um die Zeitung zu erhalten. Die
Deutschen sind hinterholte Esel.

Grüßen Sie Ihre Frau aufs beste von mir und versichere sie
meiner steten Freundschaft.

Ihr R. Marg.

Theater.

— Das Schiller-Theater feierte am Freitag Abend
Karneval. Bevor noch der Vorhang in die Höhe ging, hieß ein
Orchester das Publikum mit Schmetterlingstanz willkommen, und
dann gab es auf der Bühne ein Gallo, als ob das alte Wallner-
Theater bis dato nichts als eine ununterbrochene Reihe von herr-
lichen Tagen durchzumachen gehabt hätte. Im Schiller-Theater
„Kyrië-Pyrië“! Wir haben nicht sonderlich mit der
Direktion gehandelt, als Moser's unselbstliche Werke die Trauerspiele
von Schiller und Goethe ablösen, denn es ist nun einmal nichts
an dem fatalen Zustand zu ändern, daß selbst im großen Berlin kein
Stammpublikum aufzutreiben ist, welches zeitweilig bei klassischer
Kost munter bliebe. Aber der jüngste Niesensprung, den die Direktion
zur Freude des Kassirers riskirte, benahm uns doch ein wenig den Athem.
Und wenn wir uns nicht irren, ging es den Künstlern auf der Bühne ebenso.
Alles gab sich die redlichste Mühe, um fidel zu sein, aber jeder Alt
ließ durchblicken, daß den meisten Mitwirkenden die unbändige Heiterkeit
im ganzen ebenso genehmlich war, wie den ehrbaren Mitgliedern des
Kyrië-Freienklubs das Emporzucken der Röcke im besonderen.
„Kyrië-Pyrië“ ist gewiß eine der angenehmsten Possen aus der
alten Zeit, aber der Erfolg des humorvollen Stückes tritt erst richtig
her vor, wenn Schwingung im Spiel liegt. Und der fand sich
nur bei wenigen. In ihr neues Element fanden sich
die Darsteller des Kyrië-Trio, die Herren Gyben, Wollny
und Laurence. Sie plätscherten fast ebenso lustig herum,
wie Fräulein Grethe Gallus, die durch ihren Erfolg
als Sekundärer Thätigkeit bewiesen hat, daß sie für nichts besser
als für das Soubrettenfach paßt. Sonst agirte alles in den gemessenen
Bewegungen, die sich für das feinste Lustspiel zienen, die aber für
die verbe Kompletzuffe nicht gut ankreiden. Wir wollen deshalb
nicht böse sein und weder dem Publikum noch der schmunzelnden
Direktion die Laune verderben. Sie hat einen Erfolg errungen, der
mindestens bis in den November hinein anhalten wird, wo
— Schiller's „Wallenstein“, „Kyrië-Pyrië“ ablösen soll. —

Musik.

— or—. Aus der Woche. Josef Joachim hat in
einem Konzerte zu gunsten der Ueberschwemmten Beethovens's Violin-
konzert gespielt und wieder durch die bedeutende geistige Kraft und
starke Empfindung, womit er in die Seele dieses großen Kunstwerks
eingedrungen, Bewunderung erregt. Mit seltenem Reize erfüllte
es uns, als in dieser Woche dasselbe „Konzert aller Violinkonzerte“
von einem jungen Mädchen, Fr. Betty Schwabe, mit derselben
männlichen Sachgemäßheit und dem gleichen charaktervollen Griffe gespielt
wurde. Diese ruhige Entschiedenheit in der Bogenführung, die seine
Empfindlichkeit für eine fast unsichtbare, aber um so erhellendere
Tondynamik und die breit ausströmende Innerlichkeit ihres Vor-
trages lassen auf eine räthelhaft tast entwickelte Künstlernatur
schließen. Für die tollen Tönen Paganini'scher Orgeltechnik fehlt
dem reichbegabten Mädchen die Freiheit, welche die Mähen der
Arbeit verbirgt. Möge es auf die kalte Diamant absoluter
Virtuosität verzichten und sich von jenem Ideale das Ziel zeigen
lassen, welches es in der Interpretation des Beethoven'schen
Werkes erreichte. Dies Wort möchten wir warnend auch Josef
Soffmann zurufen, der aus dem Rausche des Virtuositenthums
den Weg zur reinen Kunst kaum mehr zurückzufinden vermag. Mit
welch kaltgeistiger Armeligkeit verpflicht dieser große Virtuose und
kleine Musiker einen einfachen Gesang, eine weiche Melodie! Er hat
wohl von seinem Meister Rubinstein das Aufwählen von Klavier-
Tonstücken gelernt, aber wie dieser aus der Tiefe seines
edeln Gemüths dem Instrumente Töne unmittelbarster Wir-
kung zu entlocken vermochte, das hat Hoffmann wieder
vergessen oder muß es noch lernen. Er hat mehr ver-
sprochen als seine heutige Tastenstürmerei. — Ein Sänger von
großen, theaterfüllenden Stimmmitteln und fast makergiftiger
Schulung ist Herr Ludwig Stralofsch, dessen Baritonorgan der
mannigfaltigen Technik für Lieder- und Balladenvortrag, sowie für
Operngesang gleich mächtig scheint. Es ist solide und reine Kunst,

welche Stralofsch, von einem prachtvollen Gesangsinstrumente unter-
stützt, in jeder Genre darbietet. —

Das neue Berliner Symphonie-Orchester hat unter
der Leitung des Herrn von Blon seine populären Konzerte im Saale
der neuen Schlaraffenburg am Gadeplay wieder eröffnet. Es wird
da ehrlich, begeistert und mit verdientem Erfolge gute Musik ge-
macht. Nur vor der Hypertrophie an Musik, welche diesem Saale
zu eigen ist, möge sich der tüchtige Dirigent bei Forte-Steigerungen
mit Schlagwerk und Blechbläsern in acht nehmen. Es klingt da
alles, wie der mit Posaunen verkündete Anbruch des jüngsten
Tages. —

Als vierter Abend im Offenbach-Zyklus kam im
Linden-Theater „Madame Favart“ zur Aufführung.
Das Lyrbuch, welches die Verkleidungs-Abenteuer der, vor den
Lippen des Herzogs von Sachsen sich flüchtenden Schauspielerdirektorin
Favart zum Inhalt hat, ist in der bis zum letzten Momente rege
haltenden Lustspielintrigue ein kleines Meisterstück. Die vielbestaunte
genische Geschicklichkeit und fast unerschöpfliche Erfindungsgabe
französischer Librettisten rechtfertigen hier die Herren Schivot und
Duru glänzend. Aus der Musik spricht Offenbach senior.
Die Grazie einer weichen Sentimentalität tritt in den Vordergrund,
die überschäumende, bis zum Kantan aufschwellende Lustigkeit hat
sich schamhaft bei Seite geschlichen und einer Art dezenter Keckheit
Platz gemacht, die melodiose Ursprünglichkeit leidet an Re-
miniszenzen-Anfällen. Wohl enthält auch die in köstlicher
Instrumentierung gehaltene Partitur einige originale Nummern,
aber sie mahnt im ganzen an den Offenbach jenes Alters,
daß von Erinnerungen lebt. In der Darstellung lebte ein guter
Geist. Fr. Coklin (Madame Favart) wäre eine tadellose
Operettendiva, wenn sie schauspielerisch vielseitiger charakterisiren
könnte. Diese Qualität besitzt im besondern Grade Herr Sie-
gund, der einen weiberbethörten Marquis in beinahe geistvoller
Art darstellte. Herr Becker (Favart), Fr. Siegl und Herr
Sturm spielten zweite Rollen verdienstlich. Inszenirung, Chor und
Orchester waren an dem Erfolge des Abends nach Gebühr theilhaftig. —

Kunst.

— Das in der internationalen Kunstausstellung zu München
angefestete Gemälde „Die heilige Nacht“ von Walter
Fizke ist von einer Kunstfreundin in Bremen erworben und der
Bremer Kunsthalle zum Geschenk gemacht worden. —

Geographisches.

— Erforschung des Somalilandes. Der „Voss. Z.“
wird aus London geschrieben: Vor einigen Wochen ging die aus
italienischen Quellen stammende Meldung durch die Presse, daß ein
englischer Reisender, namens Cavendish in Somaliland er-
mordet worden sei. Herr H. S. Cavendish hat die Grundlosigkeit
dieser Meldung widerlegt, indem er in London eintraf und von
seiner Forschungsreise ins Innere des Somalilandes Bericht er-
staltete. Im September v. J. reiste er mit einer Karavane von un-
gefähr 80 Mann von Berbera ab und marschirte in beinahe südlicher
Richtung nach Lugh am Flusse Juba. Von da wandte er sich in
westlicher Richtung nach dem Nordende des Stefaniensees. Ungefähr
100 engl. Meilen östlich von dem See entdeckte er einen merkwürdigen
Salzkrater, den Sodigo Wo, der etwa 1 1/2 Meilen breit und
1300 Fuß tief ist. Südlich vom See entdeckte er bedeutende Kohlen-
lager, die möglicherweise eine große Ausdehnung haben, da
Cavendish ähnliche Kohle westlich vom Rudolfsee fand. Vom
Stefaniensee zog die Karavane nach dem östlichen Ufer des Rudolf-
sees. An dessen Nordende erforschte der Reisende die Mündung
eines großen Flusses, den schon Dr. Donaldson Smith entdeckt hatte
und der nach der Ansicht von Cavendish mit dem räthselhaften
Omo-Fluß übereinstimmt. Diese Ansicht wurde auch von dem
italienischen Kapitän Voltego getheilt, der den nördlichen Lauf
des Flusses erforschte. Cavendish sah viele wilde Kaffeepflanzen
und erklomm einen 5000 Fuß hohen Berg am Nordende des
Rudolfsees, von wo aus sich eine weite Aussicht über das bisher
unerforschte Land nach Westen erschloß. Es ist ein äußerst ge-
birgiges, unbewohntes Gebiet, das schwierig zu durchforschen ist.
Cavendish hat das westliche Ufer des Sees seiner ganzen Länge nach
erforscht und gezeichnet. Auf eine Entfernung von ungefähr 50 en-
glishen Meilen ist das Ufer ganz flach und steigt dann plötzlich zu
dem Gebirge an. Es ist großen Wandlungen unterworfen und oft
ist das ganze Land umher unter Wasser. Der vom Grafen Teleki am
Südende des Sees entdeckte Vulkan ist von einem großen Erdbeben
vernichtet worden; nichts ist übrig geblieben als eine lavabedeckte
Ebene. Zwischen dem Rudolf- und dem Baringosee entdeckte
Cavendish einen neuen See, in dem sich wieder ein Vulkan befand,
der auch in Trümmern gegangen ist, wobei die Fische im See ge-
tödtet wurden. Weit umher auf dem Boden lagen todt Fische.
Vom Baringo zog Cavendish südwärts nach Kituju und von da nach
Nombasa und Sansibar. Ueberall in Somaliland sah Cavendish
die Wirkungen der Raubzüge der Abessinier und hörte von den
schrecklichen Grausamkeiten, welche die Eingeborenen erdulden
mußten. Cavendish hat eine reiche Sammlung von Zeichnungen und
photographischen Aufnahmen, sowie mehrere lebende Thiere, darunter
einen Löwen und eine Zwergantilope mitgebracht. —

Aus dem Thierleben.

— Der großmüthige Elefant. Der Berner „Bund“ erzählt: Ein Berner Ehepaar, das letzte Woche nicht bloß die Bäcklin-Ausstellung in Basel, sondern auch den Zoologischen Garten besuchte, war Zeuge eines sehr artigen Vorgangs, der werth wäre, den schönen Charakterzügen zugesellt zu werden, die schon Plinius an Elefanten will beobachtet haben. Dem edlen Riesen thier wurde ein Stückchen Zucker dargereicht. Es nahm die Gabe behutend mit dem Rüssel in Empfang und wollte sie eben im Rachen verschwinden lassen, als es in den Augen eines neben ihm stehenden Hündchens etwas wie Gelüsten nach dem Zucker erblickte. Als bald machte der schwingende Rüssel eine Rückwärtsbewegung und präsentirte den Zucker dem Hündchen, das, vor Vergnügen wedelnd, das Geschenk des großmüthigen Freundes dankbar entgegennahm. Hierbei fällt in betracht, daß es sich bei diesem Vorgang nicht etwa um eine durch Dressur angewöhnte Aktion, sondern um eine plötzliche Eingebung des Elefanten handelte, die auf die Zuschauer einen gradezu rührenden Eindruck machte. —

Technisches.

k. Ueber die Gefährlichkeit der elektrischen Leitungen hat Prof. Weber in Zürich eingehende Versuche gemacht, deren Ergebnisse namentlich jetzt von ganz besonderem Interesse sind, wo überall durch die Anlage von elektrischen Bahnen Leitungen angebracht werden, mit denen das Publikum in Berührung kommen kann. Bekanntlich werden die aus Kupferdraht bestehenden Leitungen für elektrische Bahnen meistens frei, also unumspannen, verlegt und an Masten, ähnlich den Telegraphenstangen aufgehängt und fortgeleitet. Da für den Betrieb der Bahnen eine große elektrische Kraft erforderlich ist, muß auch die Spannung, also die Stärke der geleiteten Elektrizität eine sehr hohe sein. Professor Weber hat nun durch geeignete Anordnungen festgestellt, welche Stromstärken der Mensch ertragen kann, ohne direkten Schaden zu nehmen. Die Versuche nahm Professor Weber an sich selbst vor, und sie entsprechen daher den tatsächlichen Verhältnissen. Bei der verhältnißmäßig noch geringen Stromspannung von 30 Volt Spannungsdifferenz wurden beim Anfassen der Leitungen mit feuchten Händen, die Finger, das Handgelenk, der Ober- und Unterarm fast vollständig gelähmt, die Finger konnten nicht bewegt, das Handgelenk nicht mehr gedreht werden. Die Schmerzen in den Fingern und Armen waren so groß, daß Professor Weber sie nur etwa zehn Sekunden ertragen konnte; es war ihm aber noch möglich, mit Ausbietung aller Willenskraft die Drähte loszulassen. Wurde die elektrische Spannung auf 50 Volt erhöht, so waren im Moment des Anfassens der Drähte alle Muskeln gelähmt, und es war unmöglich, die Drähte wieder loszulassen. Dabei waren die Schmerzen so groß, daß sie nur eine Sekunde zu ertragen waren und Professor Weber unwillkürlich laut aufschrie. Die vorstehenden Versuche geben einen Begriff von der großen Gefahr, die elektrische Leitungen bieten, wenn man mit je einem Draht in Berührung kommt; dagegen ändert sich die Sache sofort, wenn man nur einen Draht anfasset, der zu einer Leitung gehört, bei der die Erde die Stelle des zweiten Drahtes vertritt. Bei den elektrischen Straßenbahnen benutzt man nämlich die Schienen als zweiten Draht und durch diese theilt sich die Elektrizität auch dem Erdreich mit. Als Prof. Weber, in der Nähe der Schienen stehend, einen Leitungsdraht anfaste, durch den ein elektrischer Strom von 2000 Volt geleitet wurde, fühlte er nur starkes Brennen und konnte den Draht beliebig loslassen. Die Verschiedenheit der Wirkung erklärt sich dadurch, daß die Stiefelsohlen eine vorzügliche Isolationschicht bilden und dadurch den Durchgang des elektrischen Stromes durch den Menschen zur Erde sehr erschweren. Entgegen der im Publikum herrschenden Ansicht von der großen Gefährlichkeit der elektrischen Bahngleitungen kommt Professor Weber zu dem Schluß, daß das Berühren eines Leitungsdrahtes durch einen Menschen, der mit trockenen Schuhen in der Nähe der Schienen steht, vollständig ungefährlich ist, so lange die Stromstärke nicht wesentlich höher als 1000 Volt ist. Da bei den meisten unserer elektrischen Bahnen nur eine Spannung von 500 Volt angewendet wird, ist also die Gefahr nicht sehr bedeutend. Wie aber aus den zuerst beschriebenen Versuchen hervorgeht, ist die Berührung einer direkten aus zwei Drähten bestehenden Leitung im höchsten Grade lebensgefährlich, und da der Laie nicht unterscheiden kann, um was für eine Leitung es sich handelt, so sollte man jede Berührung eines elektrischen Leitungsdrahtes unbedingt unterlassen.

Humoristisches.

— Ein „Schmierer“. Direktor. Im städtischen Versorgungshause zu Wien ist vor einigen Tagen der ehemalige Theaterdirektor Johann Müd im Alter von 78 Jahren gestorben. Müd war einer der originellsten Typen österreichischer „Schmierer“-Direktoren. Mit Vorliebe kultivirte er klassische und Ritterstücke. Da er zur Besetzung dieser Stücke nie das nöthige Schauspielersonal besaß, wußte er auf originelle Weise sich zu helfen. Zum Fundus instructus Müd's gehörten eine große Menge aus Pappe ausgeschnittener bemalter Figuren. Diese stellten sein Ergänzungspersonal dar. Gab Müd eines seiner Stücke, dann kamen die stummen Schauspieler auf die Bühne, und Müd sprach deren Rollen. In „Maria Stuart“ spielte Müd den Mortimer. In der Gartenszene wurde plötzlich aus einer Seiten-

Koullisse ein Pappdeckelmann geschoben. Müd prallte entsezt zurück und rief: „Ah, Ihr seid es, O'Kelly. Ich weiß, was Ihr sagen wollt, daß alles verloren ist und ich fliehen soll. O, diese elende Elisabeth! Ich fliehe, seid unbesorgt um mich und bringt Euch selbst in Sicherheit.“ Und mit großen Schritten verließ Mortimer die Bühne. Von unsichtbaren Händen gezogen, verschwand auch der „Pappdeckel-O'Kelly“ wieder in der Koullisse. Müd sang leidenschaftlich gern ein Koupлет. Er kannte jedoch nur dieses eine, das den Refrain: „Denn Einer kann's net richten, 's müssen Zwei dabei sein“ hatte. Hatte nun Müd in irgend einer Posse die komische Hauptrolle (und er spielte nur Hauptrollen, ob sie komisch oder tragisch waren), dann ließ er sich es auch nicht nehmen, sein Koupлет vom Stapel zu lassen. Der Vorhang ging in die Höhe. Der Akt spielte im Walde. Die Zuschauer konnten es sich nicht erklären, weshalb an der rückwärtigen Dekoration eine Gitarre hing. Da betrat endlich Müd die Bühne und spielte seine Rolle. Er wendet sich zum Abgehen. Plötzlich bleibt er überrascht stehen. „Ja, was ist denn das? Da auf dem Bam hängt ja a Guitarr“. Wie ist denn die da herkommen? Dö muß ich mir doch anschauen.“ Und Müd nestelte das Instrument von der Dekoration, betrachtete es verwundert von allen Seiten und ließ seine Finger über die Saiten gleiten. „Sapperment, die hat aber an schönen Ton! Da muß ich gleich a Viedel singen.“ Und Müd beglückte allsogleich das verehrte Publikum mit dem Vortrage seines Viedelkouplets: „Denn Einer kann 's net richten, 's müssen Zwei dabei sein!“ —

— Der muthige Zeuge. Richter: „Sie haben also gesehen, wie er die Schiffe abfeuerte?“ Zeuge: „Jawohl.“ Richter: „Wie nahe waren Sie dem Schauplay des Verbrechens?“ Zeuge: „Als er den ersten Schuß abgab, war ich fünf Schritte von ihm entfernt.“ Richter: „Und beim zweiten Schuß?“ Zeuge: „Nun, es dürften 500 bis 600 Schritte gewesen sein.“ —

— Fatale Wendung. Schüler (liest): Hier ist gut wohnen, hier laß uns Hütten bauen. — Lehrer: Bube, besser lesen, sonst giebt's Ohrfeigen. — Schüler: Dir eine, dem Moser eine und dem Elias eine. —

Vermischtes vom Tage.

— Bald frevel! Aus Flensburg berichtet die „Schlesw. Hofst. Volksztg.“: Vor längerer Zeit schnitt ein Maurer mit einem Taschenmesser eine Handvoll Brennesseln in Klusries ab. Das sah ein Baldwärter und machte die Anzeige. Das Amtsgericht zu Flensburg erkannte auf eine Geldstrafe von 2 Mark oder einen Tag Gefängniß und Eingehung des Taschenmessers; außerdem wurde dem Maurer auferlegt, an den bestohlenen Forstfiskus 5 Pig. zu entrichten. —

— In Wotho ist ein Mann von 37 Jahren leiblicher Großvater geworden. Er selbst hat bis jetzt 9 Kinder, davon sieben Jungen hintereinander. Wenn das so fortgeht, kann noch was daraus werden. —

— Ein schlauer Pastor. Am den Kirchenbesuch zu heben, hat der Pastor von Obersdorf (Thüringen) den Wunsch geäußert, daß am Sonntag kein Mittagessen gelocht werden soll. Wenn das Kochen schon am Sonnabend geschehe, brauche man das Essen am Sonntag nur auszuwärmen. —

— In Staßfurt hat die Polizei einem Casspielensemble die Aufführung des Hauptmann'schen Märchendramas „Die verfunzene Glocke“ verboten. —

— In der neuesten Nummer des „Weinmarkt“ heißt es an einer Stelle: „Wenn nun noch obendrein das bischen Weinkonsum durch Besteuerung des Zuckers und des Weines selbst weiter erschwert wird, so braucht sich Regierung und Reichstag nicht zu wundern, wenn auch ein Theil der Winzer in das unzufriedne Horn des Bundes der Landwirthe mit Elephantentönen bläst.“ —

— Eine Staatssteuer für Radfahrer soll in Oesterreich eingeführt werden. —

— Williger Sekt. Bei einer Gerichtsverhandlung kam es unlängst heraus, daß ein Wiener Weinhändler seinen Sekt aus Weinsäure, Sodawasser und Zucker fabricirte. Der Selbstkostenpreis einer Flasche dieses trefflichen Gebraüzes stellte sich auf nicht ganz 15 Pf. —

— Ueberschwemmung. In Ancona (Italien) ist Freitag Abend wiederum Hochwasser eingetreten. Wiederholt stürzten Felsmassen vom Capodimonte herab in die Stadt; die bedrohten Häuser wurden geräumt. Die Unterbrechung des Bahnverkehrs dauert fort, auch die telegraphischen Verbindungen sind seit Freitag Abend gestört. —

— Eine feine Familie. Aus Paris wird gemeldet: Graf Talleyrand, der älteste Sohn des Prinzen von Sagan, erklärte einem Medaiteur des „Figaro“, er werde eine gerichtliche Klage gegen seinen jüngsten Bruder veranlassen, weil dieser im Verein mit der Frau des Prinzen den geisteskranken Prinzen von Sagan aus seiner Wohnung entfernt und ihn nach dem Hotel der Prinzessin habe bringen lassen. —

— 79423556 Telegramme beförderte das britische Postamt in der Zeit vom 1. April 1896 bis 31. März 1897. —

— Einen Bart von 3 Metern und 32 Centimetern Länge soll ein Metallarbeiter in der Stadt Vandeneue bei Nièvre in Frankreich besitzen. —